

(Nachdruck verboten.)

21) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kutz.

Im März begann das Spielen der Buben, die im Alter sind, um Soldat zu werden. Und schon im Januar tat sich der Jahrgang zusammen. Soldatenlieder singend zogen sie durch das Städtlein. Das machten sie so schön als möglich. Besonders innig oder laut, je nach Gemüt, erhoben diese Gutenbergtroubadoure ihre Stimmen, wenn gerade ein Haus in der Nähe war, das einen anderen Jahrgang barg. Aber diese anderen Jahrgänge wuchsen nicht im Rebland draußen, sondern in den Mädchentammern. Der Findling sang da überall herum tüchtig mit, doch seine Stimme erhob er nirgends zur Serenade vor irgendeinem Fensterlein. Doch freute er sich an dem Treiben, denn er war trotz seines Schulsackes im Gemüthe ein Bauernbub, und da er bislang gescheite Lehrer gehabt hatte, „öffnete“ keiner von diesen des Burschen Augen.

Ende März begann die Aushebung und Anfang April hatten die Gutenbergler wieder zukünftige Rekruten. Auch der Findling wurde gezogen. Er mußte im Oktober einrücken und sein Jahr abdienen. Dieses „Einjährige“ gab ihm einen gewissen Glanz. Besonders einige Mädchen juckte es, wenn sie diesen Einjährigen versteckt betrachten konnten. Denn sie wußten alle, daß er noch ungerächt vom Geschlechte der Barten sich seines Lebens freute. Diese Wissenschaft wird von den Mädchen im Alter „der Apfelblüte, worin sie Schneegänse sind“, wie der Seppetoni, der Gutenbergler Philosoph, erklärte, am liebsten gepflegt.

Am zweiten Aprilsonntag war der Eiertanz. Die Burschen wählten den Sohn des Hirschenwirts und den Findling fürs Eierrennen und auch, wie dies Sitte ist, für das Sammeln der dazugehörigen Eier.

Am Samstag kam der Findling in die Wirtsstube des Hirschen, um seinen Gegner im Eierrennen und Partner im Sammeln abzuholen.

Die Mutter des Buben gab dem Findling freundlich die Hand. Aber in der Freundlichkeit lag auch ein wenig Serbalmung und Bedauern. Eines teils tat ihr der Bub, der aufgefundene leid, dann aber gab ihre honorige Seele auch dem eigenen „Ich“ die Trauerhand. Daß auch dieser Bankert mit ihrem, man denke, ihrem Sohne das Rennen machen mußte! Aber das süße Lächeln behielt diese Frau vor ihrem Munde. Denn die Kundschaft konnte leicht ein schiefes Gesicht von ihr an den Findling falsch auffassen und beleidigt tun.

Der Findling fühlte sich nicht wohl im Hirschen. Als aber der Hirschenwirtsbub mit dem Wäschkorb zum Eier-sammeln kam und noch hochmütiger tat als die Mutter, verwunderte er sich. Bald merkte er, welcher Pfeffer die Hirschen-wirtsleute biß und juckte.

Seine gute Laune ging so in Trümmer und das Mensch-lein in ihm revoluzte. Wenn er schon nur der Findel war und auch nur den Simon zum Vater hatte, dem Hund hieß dies dennoch nicht vom Wadel gefallen.

Die beiden hatten beim Sammeln der Eier nicht allzuviel Worte für einander. Aber in beiden war ein Gefühl, um jeden Preis Meister des andern zu werden.

Am Sonntag war gutes Wetter. Um zwei Uhr waren die Eier der Straße entlang gelegt, alle zwei Schritte ein Ei. Und zwei Schritte vom letzten weg stand der Korb. Jedes Ei hatte der Wirtsbub einzeln zu holen und einzeln in den Korb zu tragen, zuerst das nächste, dann das zweite, immer hin und wieder zurück, ein Ei holen, zum Korb tragen, hineinlegen und hurtig das nächste dem vorderen nach.

Der Findling aber mußte nach Altenberg hinüberlaufen, und mit einem Fuhrwerk folgten einige ältere Bürger, um sicher zu gehen, daß der Weg hin und zurück getan wurde.

Der Findling und der Hirschenwirtsbub hatten sich nicht gerade herzlich angeschaut, als sie am Korb standen und auf das Zeichen zum Beginn des Rennen warteten. Der eine schaute da, der andere dort hin.

Und da der Findling auf der rechten Seite des Korbes stand, schaute er rechts. Der Hirschenwirtsbub auf seine, die linke Seite.

Links standen nun Leute und hintendran die Buben. Rechts aber lag das Schlüsselwirtschhaus. Und unter der Tür des Schlüssels stand die junge Madlen, die Tochter des Erhard, auf der Treppe vor der Tür und schaute hinaus. Sie war einige Jahre jünger als der Findling, aber so ohne Mütter aufgewachsen ein sicheres festes Fräulein. Und da sie ein feines hübsches Ding war, durfte sie sein, wie sie wollte und war immer recht. Das heißt, es gab unter ihresgleichen auch einige, die ganz anders dachten. Da sie aber ein Fräulein war, entschieden darüber die Mannsleute. „Leider“, sagten die Frauensleute.

Die Madlen schaute nun so wie von ungefähr die zwei Buben an. Der Hirschenwirtsbub war ein derber, hübscher Mensch, den sollte sie später mal heiraten, sagte ihr Vater. Aber auch der Findling war hübsch. Eigentlich nein, hübscher war der Hirschenwirtsbub. Aber der Findling gefiel ihr besser. Woran dies wohl liegen mochte?

Die Madlen so dachte und das Rätsel lösen wollte, schaute sie dem Findling gut in das Gesicht. Und an seinen Augen blieben die ihrigen hängen. Und da wußte sie, was es war. Die Augen waren es, der Findling hatte schöne Augen.

Da sagte jemand beim Korb: „Los!“ Der Hirschen-wirtsbub lief wie der Teufel einem Ei nach dem andern nach. Und da hörte die Madlen, wie einer sagte: „So lauf doch, zum Donnerwetter!“ Und sie sah, daß ein anderer Bursch dem Findling einen Puff gab, dann einen Stoß und ihn vorwärts schob.

Und da begann der Findling auch zu laufen, was das Zeug hielt, das Fuhrwerk hinterdrein.

Die Leute lachten ringsum. Aber die Madlen wußte gar nicht warum. Sie nahm sich aber vor, sobald dies ging, den Findling noch gründlicher einer Besichtigung zu unterwerfen denn heute. Sie wollte herausbringen, was alles hübscher an ihm war als an dem Hirschenwirtsbub, den sie heiraten sollte, wie der Vater immer jagte, wenn er guter Laune war.

Der Findling aber nahm den Weg nicht übel unter die Füße. Mit jedem Schritt soviel als möglich. Er wollte rasch wieder in Gutenberg zurück sein, denn er konnte sich nicht losreißen von dem Blick der jungen Madlen.

Wie er so rechts geschaut hatte, um den Hirschenwirtsbub nicht in das Gesicht zu sehen, schaute er, ohne daß er wußte, wie das eigentlich kam, der Madlen ins Gesicht. Und da er Gefallen an diesem Gesicht fand, guckte er auch weiter hin nach rechts. Und er würde heute noch nach rechts schauen, wenn nicht irgendeiner ihm einen Puff gegeben und er nicht hätte losrennen müssen.

So bekam der Findling den Funken ab, als die Madlen und er einander anschauten, und beide nicht wußten, wie und wo.

Aber als der Findling so dahin rannte, kam ihm mit einem Male der Gedanke, daß er unter allen Umständen eher zurück sein müsse, als der andere mit Eierlesen fertig war. Denn wenn er der letzte war, mußte er sich ja zu Tode schämen unter dem Gespötte. Und er wollte doch in den Schlüssel gehen und — ja was hatte er denn eigentlich im Schlüssel verloren? Nichts, dies war schon so, aber — Da läßt sich weiter nichts tun, wenn ein junger Bursche, der einem Mädchen in die Augen geschaut hat, sagt „nichts“, um hintendran mit dem „aber“ zu kommen. Der würde dem Teufel sogar mit seinem Aber die Hölle heiß machen.

In Gutenberg lief der Hirschenwirtsbub wie ein Wiesel so eilig hin und her von Ei zu Korb und immer weiter die Straße hinauf. Schon lagen nur noch einige wenige zu einem Dutzend der Hunderte von Eiern. Wie das erste Ei vom letzten Dutzend im Korb lag, begann die Musik so gut sie konnte „Heil dir im Siegerkranz“ zu spielen. Der Schulmeister als Dis-Harmoniedirektor von Gutenberg schwang den Zauberstab über den Tönen.

Eben hatte der Hirschenbub das zehnte Ei in den Korb gelegt. Jetzt noch die letzten neun!

Wenig vor Gutenberg draußen rasselte das Fuhrwerk hinter dem Findling drein. Das war gerade als der Lehrer den Stock schwang und „zwei drei“ gesagt hatte und die Musikanten mit vollen Baden in das Blech bliesen, daß es krachte vor Musik.

„Der Teufel, Du kommst zu spät!“ schrie einer vom Wagen herunter.

Der Findling sagte nichts. Er biß auf die Zähne und wollte nicht fühlen, wie weh ihm jeder Schritt wurde. Er wußte, daß es gehen mußte. „Aul“ hätte er am liebsten geschrien. Aber da er jung war und an die Madlen dachte, die ihm Feuer gelegt hatte unters Hirtuch, sagte er nichts. Das heißt, ganz leise, damit niemand nichts hörte, sprach er sich Mut zu und rechnete aus, daß zwölfmal vom Korb bis zu den letzten Eiern auch nicht weniger weit sei, als er noch zu laufen habe, und dann mußten auch dem andern die Beine weh tun.

Der Hirschenwirtsbub lief mit dem dritten Ei zum Korbe, als man vor dem Orte draußen den Findling heraneilen sah. Da begannen die Leute zu schreien. Einer dem, der andere jenem. Und dieses Schreien hegte die beiden Burschen.

Immer näher kam der Findling. Der Hirschenwirtsbub nahm das zweite Ei vom Boden. Das nächstmal kam das letzte und entfernteste.

Der Findling lief, als gelte es das Himmelreich, und der Hirschenwirtsbub tat desgleichen, denn als er sich umgeschaut hatte, sah er den andern näher als ihm lieb war, und immer noch lag das letzte Ei.

Der Findling lief auf das letzte Ei zu, vom Korbe her kam der Hirschenwirtsbub. Doch ehe der Hirschenwirtsbub das letzte Ei aufnehmen konnte, nahm es der Findling, und ohne sich umzusehen, lief er dem Korbe zu, und als er dort war, legte er das letzte Ei in den Korb.

Der Hirschenwirtsbub schaute dem Findling verwundert nach, als dieser ihm sein Ei genommen. Und als es zu spät war, erkannte er, um was es sich handelte. Der Findling hatte ihn ausstechen wollen, nicht nur gewinnen. Darum lief er voller Mut zum Sieger und wollte ihn prügeln. Aber er mußte sein Mitleid fühlen ohne zu schlagen. Doch blieb der Groll in ihm sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gutsarme.

Von A. Heinrichsen.

Um Martini war es. Leer und still waren die Felder geworden. Die Nebelfrau mit ihrem nassen grauen Mantel zog wieder durch die Holtzeimischen Lande. Der Regen stieß und durch die Bäume und die Sträucher der Knids brach heulend der Nordwest . . . Da hielten Steffens ihren Einzug in das Armenhaus des adligen Gutes Blankenwater.

Draußen vor dem Dorfe an einem Feldwege lag es; äußerlich ein langgestreckter Pflasterstein, der mit seinen tiefen schmutzigen roten Bändern nur wenig aus der Sohle eines abgegrabenen Lehmberges ragte. Keine Spur von der alten traulich-heimischen Bauweise fand sich an diesem Hause. Keine Umfriedung umschloß es. Der Knid am Wege hatte schon weichen müssen, als mit dem Abbau des Lehmes begonnen wurde. An seiner Stelle zwischen Haus und Straßengraben wucherte ein wildes Gestrüpp von Schlehchen, Brombeeren, Disteln und Resseln. Und von hinten her starrte die nackte Böschung des Lehmberges.

Acht Parteien konnten hier Aufnahme finden. Steffens wurden Nummer sieben — Gutsarme Nr. 7!

Bierzehn Jahre hatten sie im Dorfe die Altenteilskate des Hauspächters Mas Schneefloß bewohnt und ihm Tagelöhnerdienste geleistet.

Bierzehn Jahre!

Dabei hatte sich Peter, das Familienhaupt, das Reihen geholt. Die Glieder verjagten nun ganz. Auch an „Liesemutter“ war die Zeit nicht leicht vorübergegangen; sie hustete viel und spudete auch Blut. Johann aber, der älteste Sohn, war fern der Heimat. In Thorn stand er bei der Infanterie. Und die beiden anderen Jungen, der 13jährige Wilhelm und der 11jährige Fritz, die konnten den Kofl natürlich auch nicht fett machen.

Also hatte Schneefloß eines Tages, als die stille Zeit herankam, alle in Gnaden aus seinen Diensten entlassen. Dagegen hatte kein Bitten und kein Verströfen auf Besserung helfen können. „Et mut dorbi bliewen!“ war sein letztes Wort gewesen.

Und dann hatte Peter sich nach anderem Brot umgesehen. Alle Dörfer im Gute hatte er abgelaufen, alle Meierhöfe, doch vergebens.

Das Armenhaus aber bot in der Regel nur Obdach, weiter nichts. Nur ein paar völlig hilflose Wittwen erhielten aus der herrschaftlichen Armenkasse Mehl, Kartoffel- und Milchgaben. Alle anderen aber mußten sich allein durchschlagen — schlecht und recht.

Der herrschaftlichen Armenkasse war eben schwer beizukommen. Das mußte auch Peter erfahren. Der Herr Gutsvorsteher als Verwalter der Armenkasse verstand es, alle Anzapfungsversuche, wie er rücksichtsvoll Peters Bitten und Betteln zu bezeichnen pflegte, erfolgreich abzuwimmeln.

So wurde denn Schmalhans Küchenmeister bei Steffens. Und er waltete seines Amtes gewissenhaft. Trotzdem gingen die paar Kartoffeln, die aus dem Katengarten ins Armenhaus hinüber gerettet worden waren, bald zur Reige. Auch das Brot verschwand aus dem Tischkasten. Und es kam der Tag, an dem ein Steffens nach dem anderen hungrig sein Nachtlager aufsuchen mußte.

Am Abend dieses Tages saß Peter noch lange allein auf der Bank an dem riesigen weißgelackten Backsteinofen. Die Hände hatte er tief in den Taschen des langen blauleinenen Kittels vergraben, den Mittel selbst bis unter das Kinn fest zugeknöpft, und um den mageren Hals trug er das dicke Wolltuch gewürgt, an das sich von oben her die alte graue Wintermütze angeschlossen. Außer der bläulich angelaufenen Rafenspiße lugten kaum noch ein paar graue Haarsträhnen hervor — so hochte er da, in sich verkröchen und verhuzelt.

Dabei brummte er allerhand vor sich hin, das nicht gerade auf besonders herrschafftstreue Gesinnung schließen ließ. Und die braunen Saftbomben seines „Brüntje“ zerplakten auf dem schmutzigen Lehmfußboden mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

Am Morgen darauf aber zeigte Peter den beiden Jungen, was man alles aus Draht machen kann; nicht nur Mausfallen, Siebe und dergleichen, sondern auch Hasenscheiben.

Und da Fritz und Wilhelm anständige Burschen waren, und da auch der herrschaftliche Wildstand gut war — die Felder der Pachtbauern boten ja viele gute und ungestörte Futterplätze — so gab es in Steffens Kochtopf bald wieder Fleisch; nicht gerade oft, aber doch ab und zu.

Mit ganz leeren Händen kamen die beiden nie heim. Wenn die Scherren leer waren, so gab es immer noch irgendwas Besenreiser, Korbweiden und ähnliche Dinge. Daraus verstand Peter wieder etwas zu machen. Und der Erlös brachte Brot, Kartoffeln und Mehl.

Etwas aufregend war es zwar manchmal, dies Treiben, aber es lief doch lange ohne irgendwelche ungenuten Zwischenfälle ab. — Einmal aber erfüllte sich doch das Verhängnis. Es war zur Fastnacht, spät am Abend war es schon und die Jungen sollten längst wieder heim sein. Peter hatte schon mehrmals Ausschau nach ihnen gehalten. Unruhig rutschte er auf der Ofenbank hin und her, und von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein heises Stöhnen. Dann rieb er sich mit den großen ausgearbeiteten Händen die Knie oder die Schultern, streckte auch wohl die verkrümmten Glieder in die Luft, wie wenn er gymnastische Zwecke verfolgte.

„Sull id wull die Jungs mal nahlophen möten, Liese? Wat meintst wull.“ wendete er sich schließlich an die große rohgezimmerte Bettstätt.

Darin schob sich langsam die Decke ein wenig zurück und das bleiche eingefallene Antlitz Liefes wurde sichtbar. Sie hatte sich legen müssen, denn der Husten hatte sie untergekrigelt. Gerade kam wieder ein Anfall. Nachdem der vorüber war, konnte Peter seine Frage wiederholen.

Liese nickte nur dazu. Dann wurde sie lebhafter: „Ach Gott, Peiter! Wo bliemt sei bloß einmal? Wi is so bang tau Mod. Wenn ehr wan nix tauscht is . . .“

Ein leichtes Bittern überließ ihn. Er arbeitete sich in die Holzstiefel und nahm den Stock. „Id lief noch mol rut, Liese“ sagte er beim Fortgehen.

Es war leidlich hell. Der Himmel hing voller Sterne und auch der Schnee spendete Licht.

Auf serpentinarig gewundenem Pfad kletterte Peter, oft auf allen Vieren, den Lehmberg hinterm Hause hinauf. Keuchend stand er schließlich oben und überschaute die Felder in der Richtung nach dem Blankenwater-See. Deutlich schimmerten die Lichter des Gutshaupthofes und des Schlosses vom anderen Ufer herüber. Peter musterte scharf das Gelände. Jeden Knid, jeden Hügel, jeden Schatten im Felde suchte er ab; wieder und immer wieder. Allein von den Erwarteten sah er keine Spur.

Langsam und auf einem Umwege stieg er wieder hinunter. Vor dem Hause stand er still, sinnend, das Kinn in die Hand gestützt. Eine Weile verstrich, dann hinkte er fachte davon.

Quersfeldein ging er, durch schneebehängene Knids und über gestorene Gräben, bald hierhin, bald dorthin.

Bögernd stredte er schließlich die Finger in den Mund. Einmal sehte er noch ab, unschlüssig. Dann aber gellte ein Pfiff durch die scharfe klare Winterluft, und gleich darauf noch einer.

Eine Minute hörchte Peter gespannt auf.

Nichts war es. Alles blieb stumm. Nirgends regte sich etwas.

Eine Stunde, auch die zweite noch irrte Peter so umher, wendete sich nach rechts, wendete sich nach links, pfiff, rief auch, aber immer umsonst. Mit schlotternden Knien wandte er endlich heimwärts. — — —

Der nächste Tag führte schon den Amtsdienner und einen Gendarmen in das Armenhaus. Sie kamen zur Haussuchung. Aber sie brauchten nicht lange zu suchen. Mit stummem Wink deutete Peter unter das Bett. Da fand sich alles Belastende fein säuberlich beisammen.

So ging das Unglück seinen Gang. Die Vorladung vor den Amtsvorsteher kam. Amtsvorsteher aber war der Gutsvorsteher. Dadurh erhielt das Verfahren noch einen besonderen Reiz.

Das amtliche Verhör unterschied sich zwar nicht sonderlich von dem üblichen trockenen Frage- und Antwortspiel. Desto erbau-

licher gestaltete sich aber die anschließende gutherrschastliche Straf- predigt. Alle Paragraphen über Jagdvergehen, Forstdiebstahl, An- stiftung, Begünstigung, Fehlerei und der Himmel weiß was sonst noch, wurden herangezogen.

Peter ließ das alles widerspruchslos über sich ergehen. Er stand da und schnappte und schnaute und würgte in einem fort, bis- der Gestrenge ihn endlich zu entlassen gedachte, nicht ohne ihm noch die wenig tröstliche Versicherung mit auf den Weg zu geben, daß das "bide Ende" noch kommen werde.

Und das kam. Bald schlossen sich die Pforten der Strafanstalt hinter Peter. Und ihre Hausordnung nötigte ihn, die Fertigkeit, die er bei seiner illegalen Winterbeschäftigung erworben haben mochte, weiter zu entwickeln, viel weiter. Allerdings, nicht Korz- seile oder Sagenschleifen, sondern Reitschenschnüre gab es hier zu flechten; Reitschenschnüre aus Hanf — sechs Monate lang, und von Rechts wegen!

Und die Jungen? Nun ihr Urteil lautete in der Hauptsache auf Fürsorgeerziehung. Und in den Urteilsgründen spielten die „mangelnden moralischen und pädagogischen Qualifikationen“ der erziehungsberechtigten Eltern eine Hauptrolle.

Weit fort kamen sie, nach dem Schleswigischen. Die Leute im Gute sagen, daß dahin schon mehr Gutskinder überwiesen seien, und daß umgekehrt von dort andere wieder herkämen. Und die Leute sagten auch, daß die „Fürsorge“ eng mit den Interessen der herrschaftlichen Armenkasse zusammenhängt.

Seit Peter und die Kinder fort waren, ging es auch mit Liese schnell bergab. Sie hustete, weinte und winzelte noch eine Weile. Allmählich aber wurde sie ganz still. Und als das Land wieder zu fallen begann, da nahm in einer dunklen regnerischen Nacht ihr Elend ein Ende.

Niemand hatte gleich etwas davon gemerkt. Niemand kam hernach auf den Gedanken, Peter Nachricht zu geben.

Still und unscheinbar, wie sie immer gelebt hatte, wurde Liese auch begraben — als Armenleiche. — — —

Wieder wurde es dann vollends Herbst. Wieder stieg an den Gestaden des Mlanenwatersee die Nebelzau herauf. Uns wieder brausten die Stürme über das Land und der Regen flog und die Felder wurden leer und öd . . .

Peter Steffen sah wieder in seinem Armenhausstübchen. Sein Kopf war weiß geworden, er hielt ihn meist in den Händen ver- graben und brütete stumpf vor sich hin.

Die herrschaftliche Armenkasse gewährte ihm jetzt auch Mehl- und Kartoffelrationen. Er brauchte aber nur wenig davon. Auch sonst schien er keinerlei Bedarf mehr zu haben, er verließ nur selten das Haus.

Etlliche Wochen vergingen so, vielleicht vier oder fünf. Da erhielt Peter wieder einmal den Besuch des Amtsdieners. Der war diesmal die personifizierte Liebenswürdigkeit. Er machte Peter allerhand gute Vertröstungen auf Invalidentente und andere schöne Zukunftshoffnungen. Nebenher aber interessierte er sich auch angelegentlich für Peters nähere und fernere Verwandtschaft, ins- besondere für den Aufenthalt und die Lebensverhältnisse von Peters ältestem Sohn, der unlängst vom Militär entlassen worden war.

Peter aber erwies sich für all diese behördlichen Wohlwollens- bezeugungen völlig unzugänglich. Dafür schilderte ihn dann der Bericht, den der gutherrschastliche Säbelträger seinem Vorgesetzten erstattete, auch als einen „durch und durch verstockten Menschen, aus welchem ich in betreff des pp Johann Steffen weiter nichts herausbekommen konnte als die Worte: Min ohlen sahmen Anaten fällt em ni tau Last. Sei hett allein genog tau krabbeln!“ Und schließlich — so sagte der Bericht allerdings gleichfalls in der derberren Originallesart — habe Peter noch Gott und alle Welt, den Herrn Amtsdorsteher eingeschlossen, mit der bekannten Einladung Göß von Verlichingens, der man gemeiniglich nicht zu folgen pflegt, bedacht.

Die Folge dieses unbotmäßigen Verhaltens war, daß Peter bald darauf ein großes, amtlich gestiegeltes Schreiben erhielt, in dem viel die Rede war von dem in Kiel wohnhaften Werstarbeiter Johann Steffen, und von der „gesetzlichen Verpflichtung desselben zum Ersatz der von der herrschaftlich Mlanenwaterer Gutsarmen- kasse für den Empfänger dieses gemachten Aufwendungen; etne Verpflichtung, auf deren strikte Erfüllung die herrschaftliche Armen- kassenverwaltung unbedingt bestehen muß, sofern sich Empfänger dieses nicht zur dauernden Ueberfiedelung nach Ersatzpflichtigem bereit findet,“ und von ähnlichen Sachen. — —

Lange starrte Peter auf dies Schreiben, lange auch daneben auf die alte zerprungene Tischplatte. Auf seinen Knochen, un- rasierten Baden brannten runde, rote Flecke, und in seinen Augen schillerte es grünlich. Den ganzen Tag kam er nicht los von dem Papier. Erst der Abend mit seinem milden Schleier löste ihn aus diesen Bann.

Nüchtern erhob er sich und begann in der dunklen Stube auf und ab zu hinken; zehn, zwanzig und mehr mal. Dann aber — es mußte längst Schlafenszeit sein — griff er zum Stock und schlich hinaus; leise, ganz leise, wie ein Dieb in der Nacht. — —

Es war grimmig kalt. Schnee war in der Luft. Bald begann das Spiel der Flocken. Erst klein und vereinzelt, allmählich aber größer, immer größer kamen sie, und immer dichter. Dann erhob sich auch der Wind. Mit scharfen eisigen Stößen jagte er die weißen Massen vor sich her.

Die ganze Nacht dauerte dies Treiben, auch den folgenden Tag noch, und die Nacht darauf.

Da war schon viel Schnee gefallen. Aber vielmehr hat es im Laufe des Winters noch gegeben. Alle Wege waren versperrt. Und lange hat der Schnee gelegen, bis in den April hinein. Hinter den Knids, wo er meterhoch zusammengeweht war, und wo die Sonnenstrahlen nicht recht hinkämen, mußte man sogar mit der Schaufel nachhelfen, um ihn zum Auflauen zu bringen.

Damit war eines Tages auch der alte Totengräber des Guts- friedhofes beschäftigt. Und dabei — es war neben Liese Steffens Grab — dabei stieß er auf ein Häuflein Lumpen. Und als er weiter nachsah, fanden sich auch noch Knochen . . . Das Raubzeug hatte seine Arbeit ganz getan!

Wer es feir mochte? Nun, man fragte, man forschte auch ein wenig. Im Gut fehlte nur Peter Steffen. Und die Lumpen- reste sagten: Er ist es!

Das schrieb man auf, und dann — dann ließ man den Toten- gräber seinen Fund verscharren. —

Licht- und Luftverhältnisse auf dem Monde.

Unser guter Mond, der so sanft und freundlich über die Dächer scheint oder bisweilen träumerisch durch die Nebel lugt, der sollte, so möchte man denken, auch „bei sich zuhause“ es recht hübsch haben, und eine „Mondlandschaft“ auf dem Monde stellt man sich wohl gern so vor, wie eine irdische Mondlandschaft, nur ein wenig ein- söniger. Von dem völlig unheimlichen Charakter einer solchen Mondlandschaft, die neben der Oede auf den eigenümlichen, für uns kaum vorstellbaren Licht- und Luftverhältnissen beruht, gibt uns J. S. F a b r e, der bekannte Altmeister naturwissenschaftlicher Schilderkunst, eine anschauliche Vorstellung. (J. S. Fabre, Der Sternhimmel, deutsche Bearbeitung von Dr. R. Graff. Mit vielen Tafeln und Textbildern. 376 Seiten. Kosmos, Franckische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; geb. 4.80 M.)

Dem Beobachter des Mondes fällt eine Tatsache besonders auf: die seltjame Schärfe der Lichter und Schatten, das auffallend Grelle der Beleuchtung auf der Mondoberfläche. Unsere vertrautesten Vorstellungen über die Verteilung von Licht und Schatten sind hier zerstört. Bei uns, auf der Erde, läßt sich die Entfernung viel sicherer schätzen, da wir die Dinge, je nach ihrem Abstände, durch einen dünneren oder dichteren Dunstschleier sehen, und die Abjufungen in der Färbung uns das Urteil über den Abstand eines Gegenstandes erleichtern. Auf dem Monde aber gibt es an sonnengelegener Stelle keinen Halbschatten, wie wir ihn kennen, sondern unmittelbar neben dem grellsten Licht die finstertste Nacht. Von der Erde aus zeigt uns das einfachste Fern- rohr die Mondschatten so tief schwarz, so scharf abgegrenzt, wie einen Tintenleck auf dem Papier. Der Mond hat also kein zerstreutes Licht, keine Dämmerung: wenn die Sonne auf- oder untergeht, kommen Tag und Nacht plötzlich, ohne irgendeinen Uebergang; jener mit dem blendenden Glanze seines Lichtes, diese mit der ganzen Tiefe ihrer Finsternis. Zudem ist der Himmel hier niemals blau; bei Tage und bei Nacht, in Gegenwart der Sonne wie in ihrer Abwesenheit, ist der Himmelsraum von schauerlicher Dunkelheit, aller- dings gemildert von dem Glanz der ungetrübt strahlenden Gestirne. Kann glauben wir uns im Reiche der Wirklichkeit unter diesem schwarzen, sternbesäten Himmel und angeichts dieser Mondland- schaften, auf die die gespensterhaften Schatten ihrer zahllosen Krater fallen.

So viel erfsehen wir schon jetzt aus dem ganzen Eindruck, den wir vom Mond bisher gewonnen haben, daß er wahrscheinlich keine Lufthülle besitzt, wie die Erde. Daraus folgt dann naturgemäß das Fehlen des zerstreuten Lichtes und der Dämmerung, die Schrof- feit der Schatten und der finstere, am Tage sternbesäte Himmel.

Zunächst lehrt uns eine sehr einfache Beobachtung des Mondes, daß seine Atmosphäre, falls unser Trabant überhaupt eine solche besitzt, sicher keine Wolkenbildung zeigt.

Eine bestimmte Wirkung unserer Atmosphäre könnte uns auch beim Monde nicht entgehen, nämlich der allmähliche Ueber- gang vom Tage zur Nacht. Von dem zuerst oder zuletzt er- leuchteten Höhen des Luftmeeres wird uns das Licht zurückgeworfen und bildet in der Morgen- und Abenddämmerung den Vorläufer des Tages oder der Nacht. Ein Beobachter, der die Erdkugel in einiger Entfernung betrachtet, würde sie also nicht durch eine scharf begrenzte Linie in eine dunkle und eine helle Partie geteilt sehen, sondern zwischen der Schatten- und Lichtregion eine undeutliche, matt erleuchtete Zone erblicken.

Auf der Mondscheibe ist davon nichts zu bemerken. Die dunkle und die erleuchtete Partie werden durch eine scharfe Linie ohne ver- mittelnden Dämmerchein abgegrenzt. Besitzt also der Mond zwischen Tag und Nacht keine Dämmerungszone, so ist die Schluß- folgerung ganz klar: es gibt dort keine der unsrigen ähnliche Atmosphäre.

Aus dem Nichtvorhandensein einer Atmosphäre schließt man not- wendigerweise auch auf das Fehlen des Wassers, denn wenn es große Meere, Seen oder Teiche auf dem Monde gäbe, fände hier natürlich, ebenso wie auf der Erde, auch eine Verdunstung statt. Infolge der ununterbrochenen vierzehntägigen Sonnenbestrahlung müßte die Verdunstung geradezu ins Ungeheure steigen, so daß das Gestirn von einem dichten Wolken- und Dunstmantel eingehüllt

würde. Da aber ein solcher fehlt, muß der Boden überall trocken sein.

Weber Wasser noch Luft! In Ermangelung dieser beiden ersten Lebensbedingungen ist der Mond das ausschließliche Reich des tohen Stoffes, vorausgesetzt, daß im Wesen des Weltbaus unabänderliche Gesetze walten, die mit denen der Erde übereinstimmen. Der Mond bildet also eine ewig schweigende Einsamkeit, eine Wüste trauriger Stille, wo Pflanze und Tier, wie wir sie kennen, unmöglich ihr Leben fristen können. Der Moosrasen auf dem Granit unferer Berge findet im Nachttau den für seine dürstenden Wurzeln notwendigen Wassertropfen und in den Gasen des Luftmeeres die Nahrung für seine Blätter. Wenn die kräftigste Pflanze des Luftbades beraubt wäre und auf ewig trockenen Felsen weiterleben sollte, würde ihr Dasein zur Unmöglichkeit. Was soll man erst von den höheren Pflanzen oder gar vom Tier sagen, deren Leben viel zarter, gebrechlicher ist? Nichts Ähnliches kann sich also auf dem Monde vorfinden.

Man kann dies mit um so größerem Rechte behaupten, als sich dem Luft- und Wassermangel des Mondes ein todbringender Wechsel äußerster Temperatureigenschaften hinzugesellt. Der Mond braucht ungefähr 30mal soviel Zeit als die Erde, um sich einmal um die Achse zu drehen, d. h. um alle Teile seiner Oberfläche der Reihe nach den Sonnenstrahlen darzubieten. Während 15mal 24 Stunden bleibt jede seiner Halbkugeln ununterbrochen unter der Wirkung der Sonnenstrahlen; während 15mal 24 Stunden ist sie in den Schatten der Nacht getaucht. Die Temperatur der 360stündigen Mondtage, wo die ununterbrochenen Sonnenstrahlen durch keinen Wolkenschleier, keinen Windhauch gemäßig sind, muß unerträglich sein. Auf den Tag folgt eine Nacht von gleicher Dauer. Die Wärme schwindet rasch und plötzlich, denn hier gibt es keine Atmosphäre, keinen Gasmantel, der den Boden vor dem Erfalten schützen könnte, die Temperatur sinkt vielleicht bis auf die entsetzliche Kälte des Weltraums herunter. Was würde auf dem Monde aus den irdischen Lebewesen werden, wenn sie dem 15tägigen jähen Wechsel von Hitze und Kälte ausgesetzt wären? Wenn also der organische Bau der Welt nicht noch ungeahnte Hilfsquellen hat, kann der Mond nichts anderes als eine leblose Wüste darstellen.

Aus den Glanztagen des Zopfes.

Der Zopf, der hängt ihm hinten? Dieser komische Refrain aus Chamisso's „Tragischer Geschichte“, der zur Zeit des Dichters ein freilich schon verblühendes Bild der Wirklichkeit malte, wird nun wohl allmählich ganz ins Reich des Märchens verwiesen werden müssen, denn die letzte Hochburg des Männerzopfes muß sich nun auch dem Ansturm der modernen Zeit ergeben: in China ist ein Gesetz erlassen worden, das jedem Sohn der Mitte die Erlaubnis gibt, sich den bis heute noch sorgsam gebüteten Kopfschmuck abzuschneiden zu lassen. Wenn auch der Chinese seinen Zopf verliert, dann ist der völlige Untergang dieser merkwürdigen Zier beim männlichen Geschlecht besiegelt, und nur noch als leeres Symbol besteht der Zopf fort, der einst einer ganzen Kultur ihren Charakter verliehen, der einen besonderen Stil in Kunst und Lebensform ausgeprägt und erst vor einem Jahrhundert bei uns gefallen ist, wie er jetzt in China fällt.

Der Frauenzopf ist uralt und ward schon bei den alten Germaninnen als schönste Zierde der Jungfrau geflochten. Bei den Männern erscheint er — in unserem Kulturkreise — erst im dreizehnten Jahrhundert in den Tagen des Minnesangs, da die abgöttische Verehrung der Frau einen frauenhaften Zug mit sich brachte. Schon früher hatten sich Fürsten, die auf eine schöne Frau hielten, das lange Haar zum Zopf binden lassen. Das erste Beispiel eines solchen Männerzopfes finden wir auf dem Brustbild des Frankenkönigs Childeric, der auf seinem Siegelring mit zu beiden Seiten des Kopfes herabhängenden Zöpfen dargestellt ist. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wird diese Frisur mehr und mehr Mode. Während der Zopf früher an den Schläfen lang herab fiel, baumelt er jetzt im Nacken. Die Limburger Chronik bemerkt zum Jahre 1367, daß ein Graf Johann von Diez „ein schlecht har mit einem langen Zippen“ trug, „als gewöhnlichen zu der zit was“. Und dieselbe Chronik registriert unterm Jahre 1380: „Da auch fing es an, daß man nicht mehr die Haarlocken und Zöpfe trug, sondern die Herten, Ritter und Knechte trugen gefürte (gefürzte) Haare oder Krullen, gleichwie die Condersbrüder, über die Ohren abgeschnitten. Da dieß die gemeinen Leute sahen, thaten sie es auch.“ Die Zopfmode war also im 14. Jahrhundert in allen Ständen verbreitet gewesen. Nun wich sie, wie es nun einmal das Kontrastgesetz der Mode verlangt, einer Tracht, die die Köpfe vom Genick bis über die Ohren ganz kahl schor.

Welches Ansehen die Zopftracht in der angehenden Ritterzeit besaß, wird am besten durch die Zopfgesellschaft erwiesen, die Herzog Albrecht III. von Oesterreich, wahrscheinlich nach seiner Preußenfahrt gründete. Dem Herzog gab, wie Georg von Sickingen erzählt, eine schöne Frau ihren langen Zopf, den sie sich für ihn abgeschnitten, als Liebespfand zum Scheiden; „also machte er derselben schönen Dame zu Ehren eine ritterliche Gesellschaft daraus“. Die Mitglieder dieser edlen Kumpanei trugen den Zopf entweder bloß um den Hals geschlungen, oder in einem silbergetriebenen Futterale, das vom Nacken weit über

die Hüftung bis zu den Knien herabfiel. Unter den bei Sempach gefallenen Rittern waren diese bezopften Herren besonders zahlreich.

Die Zeiten der chaotischen Gärung und der grobianischen Ungebundenheit im 15. und 16. Jahrhundert wuchsen mit einer sorgfältigen Frisur nichts anzufangen. Erst im 17. Jahrhundert erscheint die Zopffrisur wieder in Deutschland, diesmal als Nachahmung einer französischen Mode. In den ausgelassenen Kreisen der Fronde war es Mode geworden, eine lange Locke an der linken Schläfenleite stehen zu lassen, die dann in einen Zopf geflochten, am Ende mit einem farbigen Band gefesselt wurde und über die Brust herabhing. Diese sogenannten „Cadenettes“ galten für die eleganteste Neuheit, die sich deutsche alamodische Stutzer nach dem 30jährigen Krieg zulegten. Im 18. Jahrhundert tauchten die „Cadenettes“ wieder auf, diesmal als eine einzelne Ercheimung der großen Perückenmode, die das Rokoko überflutete. Die ungeheuren über den Nacken fließenden Haarmassen, die man sich damals auf den Kopf stülpte, mußten bei allen praktischen Berufen als lästig empfunden werden. Besonders war die Mode den Soldaten unbequem, und so pflegten sie denn außerhalb der Dienststunden ihre Nackenmähnen nach hinten zu streichen und in einer Wandschleife zusammenzubinden. Dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. war aber überhaupt diese ganze „weibliche Weiseret“ der langen Haare ein Dorn im Auge, und da selbst sein Autokratentum nicht mächtig genug war, um die französischen Perückenregeln ganz zu brechen, so befahl er, alle nach hinten gekämmten Haare von oben bis unten fest in eine Art Schwanz zusammenzuflechten und dicht mit Band zu umwickeln. Der steife Zopf war geboren, der bald zum Symbol militärischer Ordnung und preußischer Zucht wurde. Grade mußte der Zopf sein und steif; wer von Natur krauses Haar hatte, wickelte Blei hinein. Der Zopf war eines der wichtigsten Elemente der ganzen „Gamaschendressur“. Gestrenge Generale hatten stets das Normalmaß in der Tasche, um beim Abstreifen der Front die Zöpfe auf ihre Länge, Dicke, Gradheit, Abstand vom Kopf usw. zu untersuchen. Mühte das Regiment früh zum Exerzieren aus, so begann das Frisieren schon am Abend, und die, deren kunstvolles Gebilde bereits ausgeführt war, mußten die ganze Nacht aufsitzen, die Stirn auf die Arme gelegt, um das Kunstwerk nicht zu zerstören. Die einzige Extravaganz, die den Offizieren gestattet war, war die Länge des Zopfbandes. Wer lang hatte, ließ lang hängen, und mancher Kapitän schleppte 70–80 Ellen Band hinter sich her.

Von der Armees aus drang der Zopf in die bürgerliche Welt. Die Naturwärmerie der Rousseauzeit, der Sturm und Drang der Genieperiode beginnen zu Anfang der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts den ersten Sturmlauf gegen den Zopf. In Frankreich segt ihn die Revolution völlig hinweg, aber Friedrich Wilhelm III. und seinen Hof durchfährt ein „eisiger Schreck“, als der französische Gesandte Sieyès im weißen Saal bei der Huldigungsfeier als einziger Unbezopfter erscheint. Erst mit der Niedertage der altpreussischen Soldatenherrlichkeit bei Jena scheidet Friedrich Wilhelm III. seinen Zopf ab, dies nunmehr verhasste Symbol der alten Zeit, und widerwillig murrend fügen sich die königlichen Prinzen dem Vorbild, durch ein Handschreiben dazu gezwungen. Jean Paul jammert über die „häßliche Nacktheit“ der Köpfe, und mancher bewahrt sich gar den Zopf als liebes Andenken der Vergangenheit noch nach dem Wiener Kongreß, versteckt ihn schlichtern unter der Halsbinde und nimmt ihn mit ins Grab. Erst als die Generation des 18. Jahrhunderts völlig ausgestorben war, da waren auch mit dem Sieg der neuen Zeit die Tage des Zopfes für immer dahin.

Kleines feuilleton.

Geographisches.

Die Schwankungen der Alpengletscher. Die an den Gletschern in allen Erdgegenden im Laufe der Jahre beobachteten Schwankungen gehören zu den stärksten Beweisen dafür, daß die klimatischen Verhältnisse gleichfalls Veränderungen unterliegen, und es ist auch möglich gewesen, gewisse Belege für diesen Wechsel zu finden. In den Gletschern kommt er jedenfalls am stärksten zum Ausdruck. Auf jedermann muß ein Besuch zum Beispiel am Rhône-gletscher einen tiefen Eindruck machen, nicht nur wegen des herrlichen Anblicks des heutigen Gletscherstuzes, sondern auch wegen der offensichtlichen Tatsache, daß sich dieser Gletscher in einer verhältnismäßig kurzen Zeit um mehrere Kilometer zurückgezogen hat. So auffällig ist die Schwankung des Gletscherlaufes nicht überall, und zu ihrer genaueren Feststellung sind sorgfältige wissenschaftliche Beobachtungen notwendig. In dem großen Handbuch für Gletscherkunde von Prof. Heß sind solche Messungen bereits an 40 Gletschern der mittleren und östlichen Alpen verzeichnet, wie denn überhaupt diese Forschungen in den Alpen am besten und planmäßigsten ausgeführt worden sind. Fast alle Ermittlungen bekunden einen starken Rückzug der Gletscher. Am Silvretta betrug dieser in etwa 30 Jahren 680 Meter, und der Verlust an Eismasse ist auf über 40 Millionen Kubikmeter berechnet worden. Der Oberulzbachgletscher am Benediger ist in 12 Jahren um 150 Meter zurückgegangen, und nach Schätzungen hat er seit 1850 gegen 120 Millionen Kubikmeter entfällt. Das berühmte „Eismeer“ im Massiv des Mont Blanc ist seit 1850 an verschiedenen Stellen um 50 bis 75 Meter gesunken.